Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 44 (1940-1941)
Heft: 23

Artikel: Am Fenster : Jugenderinnerungen [Fortsetzung]
Autor: Federer, Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672350

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

XLIV. Jahrgang | Zürich, 1. September 1941 | Heft 23

Bitte.

Ich lausche der Flut von Tränen;
ich schaue ein Meer von Leid.
Zu dir, Gott, flüchtet mein Sehnen
in dieser Schmerzenszeit.

Du weißt, wo Herzen zittern,
verzehrt von Angst und Not.
Du siehst, wie in Ungewittern
das Leben jung verloht.

Bei Dir steht Weg und Wende,
des Duldens Sinn und Ziel —
Dein Reich ist nicht zu Ende,
wenn unsre Kraft zerfiel.

O laß uns Dir vertrauen,
recht innig unverstellt,
In Demut mit Dir bauen
an einer neuen Welt!

Noch braust's im finstern Grunde;
die Flut steigt fort und fort —
Herr, in der tiefsten Stunde
sprich Du das Lebenswort!

Elisabeth Luz.

Am Fenster.

Jugenderinnerungen von Heinrich Federer.

Nachdruck verboten. Copyright by G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

(Fortsetzung.)

Jetzt auf einmal riß der Doktor das brausende Volk mit dem Schrei auseinander: „Gut, abstimmen! In fünf Minuten! Aber ich hab' das Wort verlangt, bevor man Schluß begehrte. Ich bin ein freier Obwaldner und darf das Maul auftun so gut wie der Hans und der Heiri. Und ich will meine Meinung ausschütten und wenn ich bis Mitternacht dastehen muß. Auch ich hab' meinen Obwaldnerschädel. Oder dann pfeif' ich auf alle Landsgemeinde, wenn man den einen brüllen läßt und dem andern das Maul stopft. Reden will ich, verstanden!"

Das folgte Satz für Satz wie Donnerschläge. Ein halb grollendes, halb schamvolles Schweigen begann. Dem Enzipeter entschlüpften unbewußt unartikulierte dünne Schreie, ähnlich wie einem fassungslos begeisterten, heisern Hunde.

Der Redner sagte nun völlig das gleiche wie der Vorgänger. Aber wie pulsierte und blutete alles von Leben, wie wurde das Geringe groß, die Hundesteuer wuchs zur Bedeutung der Schlacht von Morgarten empor.

Ob man dann überhaupt keine Steuern wolle? Gut, dann laufe man in die Wildnis zurück und lasse sich Rücken und Bauch behaaren. Dann braucht ihr keine Steuer. Aber jeder von euch will doch nicht frieren, nicht hungern, nicht krank im Distelbusch liegen, jeder will ein Dach über

dem Kopf und ein Bett unter dem Kopf und Wasser, Licht und Ordnung um sich herum und Steg und Weg und Schirm und Beistand haben, wo er allein sich nicht mehr durchhaut. Aber das alles kostet, das will Steuer. Und wie mit euerm Haus, ist's mit dem Ländchen hier. Ihr und niemand anders, ihr seid der Kanton, seid das Staatshaus Obwalden.

Nun, so ein großes vielzimmeriges, dicht bewohntes Haus braucht auch ein mächtiges Dach, hundert Fenster und Türen, eine weite Küche, einen riesigen Tisch, viel Geschirr und Werkzeug und manche Hand hier und dort, bis alles klappt. Das kostet, hoppla! Und weil ihr immer mehr aus dieser Staatsküche holen wollt und aus der Staatsstube und dem Staatsbeutel, darum kostet es je länger, je mehr. Sagt mir jetzt, womit bezahlen? Gold hat es um den Sarner See noch nie geregnet und nicht einmal Zweifränkler wachsen an unsern Hägen. Da hilft nichts als steuern."

„Schwatz was du willst", schrie ein Trotzkopf, „ich glaub' dir nicht."

„Du brauchst mir nicht zu glauben. Aber komm mit mir ins Rathaus und schau' die Bücher an!"

„Papier nimmt alles an."

„Nein und tausendmal nein, ehrliches, sauberes Vaterlandspapier nimmt nur die Wahrheit an. Keine Zahl steht zu viel. Es ist eine Sparsamkeit fast wie Geiz."

Ein schwaches Brummen im Volke.

„Wo holen wir nun das Geld, wir der Staat, wir das Volk?" frag' ich zum ersten.

„Natürlich in unsern tausend und tausend Hosensäcken. Da habt ihr's. Und das ist das Lustige an der Steuer, sie kommt aus unserer Tasche und fließt in unsere Tasche zurück bis zum letzten Rappen, hier als Brunnenwasser, dort als Feuerwehr, da als Schutz gegen die Wildbäche, jetzt für einen Alpenweg, für billiges Holz, für Spital und Armenhaus, für die Waisenkinder, für gute Schulen und sogar, weil ihr, ja ihr es so wollt, für Schwinget und Schützenfest. Auf den letzten Rappen kommt alles zurück," wiederholte Doktor Ming und betrachtete die Wirkung, wie er als Arzt etwa tat, nachdem er dem Patienten eine Medizin eingeflößt hatte.

Ein unbelehrbares düsteres Schweigen.

„Wo holen wir nun das Geld, wir der Staat, wir das Volk, frag' ich zum zweiten. Antwort: wo's am wenigsten weh tut. Aber in Frankreich müssen sie die Fenster versteuern. Das tut doch ordentlich weh. Sozusagen den Blick ins Grün, in die braunen Berge, in die süße blaue Gottesluft erkaufen. In Zürich wird jedes tellergroße Land schwer besteuert. Davon wisset ihr gar nichts. In Wien muß man Steuer zahlen für mehr als vier Zimmer, in Rußland jeden Armvoll Gerste, den man vom eigenen Acker trägt, jeden Wagen Viehfutter. In Italien kleben die Steuerzettel sozusagen an jedem Stein und Baum. Was wisset ihr davon mit euerm Wald von Obstbäumen und euern Bergtannen? Wenn der Staat sagte, für jedes Haupt Kleinvieh, für Schaf und Ziege und eierlegendes Huhn zahlst du eine Quote, da könntet ihr mit Recht murren, obwohl an vielen Orten solche Quoten schon lange existieren. Ihr dürftet wirklich murren. Denn das sind unentbehrliche Tiere. Aber wenn nun der Staat die Hunde besteuert, so solltet ihr ihm noch danken, daß er so höflich und klug ist, etwas zu besteuern, was die allermeisten entbehren können, ja, was gerade die Hablichen, die Reichen als eine Art Luxus trifft."

Totenstille.

„Überall in der Schweiz und außerhalb hat man diese Steuer eingeführt. Sind denn alle so viel dümmer als wir? Da überm Brünig die starken Berner oder dort unten am See die Luzerner? O wir gescheiten Obwaldner. Zuletzt besteuern wir aus lauter Weisheit die Leute, die keinen Hund haben!"

Ein winziger Schimmer von selbstverspottender Fröhlichkeit huschte über die Gesichter. Das muß man dem Peter Ming lassen, kurzweilig redet er.

„Wenn es noch ein Goldstück wäre, da könnt' ich das Brummen verstehen," wogte der wundervolle satte Baß des Redners weiter. „Da würde auch ich brummen, ich hab' auch einen Mops. Aber ganze vier Franken! Soviel wie der Durrermariä dort unten am Sonntagabend verspielt, weil er so miserabel jaßt und den König gewöhnlich mit dem Bauer verwechselt, ganz wie an der Landsgemeinde!"

Alles sah mit Kichern auf den kleinen frechen Mann. Er jaßte durchaus nicht schlecht. Aber dieser Witz schlug ihm so überraschend auf den Mund, daß er kein Gegenwort fand, aufschnaufte, leicht mitlachte und zu Boden schaute.

„Himmel und Hölle, wenn man nicht mehr vier Franken an den Staat vermag, dann soll man auch nicht mit einem Hunde in diesem Staat herumstolzieren. Jeder anständige Hund würde aus Scham vor einem solchen Herrn den Schwanz zwischen die Beine klemmen und Hals über Kopf zu den Türken desertieren."

Wieder ein Geriesel von Lachen. O heiliges Wachs der Volksseele!

Nun wurden auch die Herren im Zelt munterer.

„Übigens", strömte der dunkelmelodische Baß des Doktors fort, „ist es auf der ganzen Welt so: was man gerne hat, für das opfert man auch gerne etwas. Was werdet ihr Mannen nur diesen Abend für Bier und Wein und anderes Gift blechen! Da seid ihr denn euern braven Spitz oder Barry gar nicht wert, wenn euch die vier Fränklein für ihn reuen."

„Unterstützt, unterstützt!" rief eine helle Jünglingsstimme.

„Ihr könnt mir's glauben, niemand steuert gern, ich auch nicht. Aber wenn der Durrermariä dort endlich seinen versiegelten Mund öffnen und mit seinem magern Ziegenbärtlein eine Bartsteuer vorschlagen würde, sofort sagte ich Ja, obwohl ich sechsmal mehr zahlen müßte. Vergleicht nur unsere Bärte! Ja, ich zahlte das Sechsfache, denn mein roter Bart ist mir lieb."

Lachen, Lachen, Lachen, indes Doktor Ming über seinen Bart wohlgefällig hinunterfuhr. Wieder sah alles auf den angerempelten Witzbold und Oppositionsmann, ob er denn keinen Gegenpfeil im Köcher führe. Aber der Durrermariä versagte völlig. Da strichen auch die vielen bärtigen Männer über ihr Kinnhaar. In diesem Augenblick hatte die Gegnerschaft gewaltig an Widerstand verloren.

„Aber ich sag' euch, es ist ein wahres Glück, wenn die Steuer bei uns gehörig mit den Hunden aufräumt. Was haben wir nur schon in Sarnen für eine Meute von Kötern. Kein Fremder kann über unsern Dorfplatz gehen, daß ihm nicht ein Dutzend dreckige Hundeschnauzen in die Beine fahren. Das macht sich gut für eine Residenz. Und dann schreit und winselt und pfeift es aus Tür und Tor: ‚Kum schön, Bello, häb di still, Ami, nid, nid, guets Mopsli, wottist eppe, Spitzli, schwig. Barry...!' Und zwischenhinein: ‚Geht nur ruhig weiter, Herr, er tut Euch nichts!' ‚Ja, schön tut er mir nichts.' Der Herr zeigt wütend auf ein Loch im Hosenbein, und später kann man in den Luzerner Zeitungen lesen: ‚Konstantinopel und Obwalden sind berühmt durch ihre vielen Hunde. Aber in Konstantinopel fallen sie über das Aas, in Sarnen, armer Wanderer, über Lebendware...!' Ihr lacht! Lacht nur. Das war auch ein Lacher, der einst an unser Rathaus groß mit Kohle schrieb: ‚Hütet eure Waden! Der Obwaldnermops.'"

In Gottes Namen, es war ein schäbiges Lachen, aber man konnt' es nicht verhalten. Nur der Enzeler blieb wie gefroren. Die Rede... schon recht. Aber diese Spaßigkeit paßte ihm nicht. Vorwurfsvoll sah er dem Redner auf den Mund.

„Was für ein Menschenschlag, meint ihr, hält die meisten Hunde?" fragte Doktor Ming. „Ihr denkt die Bauern am Berg. Fehlgeschossen. Oder die sogenannten Herren? Ganz falsch, wenn auch der berühmte Bell... o... li beim Schwändener Herr...!" Peter Ming knipste nachsichtig mit den Fingern. „Nein, nein, alte Weiber, närrische Jungfern! Ja, ich kenne solche, die jeden Monat ihren Beitrag aus der Armenkasse holen, passet auf, aus der Armenkasse, die wir zusammensteuern müssen. Und dann gehen sie und kaufen Zucker für ihr Hundli und küssen und herzen es. Eine unten in Alpnach wiegt sogar einen Miggi auf dem rechten und einen Peterli auf dem linken Knie und streicht den Bestien Butter aufs Brot! Was sagt ihr dazu?"

„Ach, so lasset doch den Alten auch noch das bißchen Freud'!"

Ei, ei, der Durrermariä. Endlich hat er die Sprache gefunden. Aber er lächelt seltsam schief dazu. Niemand wird angesteckt. Dagegen sperrt man die Augen weit auf, da nun der Doktor die Arme hoch schwingt und mit der ganzen Wucht seines Basses ins Volk ruft:

„Wenn das die ganze Freude meines Alters sein sollte, von einem Zottelhund geschleckt zu werden, dann wollt' ich lieber jung sterben."

Und wie der Vierziger das mit fröhlicher, aber erbarmungsloser Frische hinausschrie, sich breit und stark in den Hüften reckte und in gesunder Röte mit seinem mächtigen Haupt und den lautern überschattet, da befiel alle ein unwiderstehmasse hineintrotzte, ein Mann wie gesunder, reifender Sommer, auch so von Hitzen und Wettern überschattet; da befiel alle ein unwiderstehliches Gefühl von Männlichkeit und Selbstachtung. Dieser herrliche Anstand des Redners steckte an. Eine Lust nach Würdigkeit, ein Respekt vor Ehre und Opfer packte die Männer. Alles Kleinliche zerfloß. Viele noch etwas leise Bravo flogen empor.

„Das Blatt hat sich gewendet," sagte ein Ratsherr zum Landschreiber Gerold. Dieser rieb professoral die Hände, ganz wie sein Bruder, Lehrer Anton, und es knisterte auch bei ihm wie Papier. Wenn der Mann nur schriftdeutsch spräche, kritisierte er im stillen.

Der Durrermariä raffte sich nochmals mit

behender Lippe auf. „In Gottes heiligem Namen", witzelte er gegen das Zelt hinauf, „so sende denn Herodes seine Henker aus zum unschuldigen Kindleinmor... exküsi...! Hündleinmord. Wir aber werden jetzt tagtäglich Hundebraten essen..."

Das zog. Eine helle Lache rumpelte wie ein Kegelspiel über die zahllosen Köpfe hinweg.

„O, ich will euch das Lachen schon vertreiben," rief der Redner! „Passet auf!"

„Mit der Steuer haben wir endlich eine scharfe Kontrolle. Fremdes, räudiges Hundepack erkennen wir sogleich und schießen es nieder, bevor es unsere Tiere verseucht. Aber verwerft ihr die kleine Steuer, so habt ihr den alten Dreck, und es passiert dann wieder, daß krankes Gelichter in unsere Gegend einbricht und so eine tolle Bestie unter die Hausstiege kauert, wie letzten Sommer, und ein liebes Kind, das ihr unschuldig am Hals kraut, beißt und vergiftet und tötet..."

Was ist mit dem Enzipeter? Er verlängert sich unbändig, nickt nach allen Seiten, keucht heiser: „Das ist... o jetzt das... hört ihr... o ja, das da..." Mit einer unheimlichen Fröhlichkeit schaut er die Leute an. Jetzt erst fängt für ihn die Landsgemeinde an, seine und seines Peterlis Landsgemeinde... „Hört ihr..., das ist jetzt..."

„Seid still", bedeutet man ihm, „geht weg! Euch ist nicht wohl."

„Mir ist wohl... o mir! Aber ihr, hört jetzt lieber..." Er zitterte, lachte und schluchzte sonderbar. Ich zitterte mit. Denn vom Zelt herunter rief Doktor Ming:

„Ihr habt jenes zarte Büblein nicht gesehen. Wäret ihr mit mir an der Bettstatt gestanden, ihr hättet längst mit fliegenden Händen für die Hundesteuer gestimmt. Ihr habt ja auch so hilflose Büblein daheim und möchtet kein Weh an sie kommen lassen."

Jetzt ward es so still, als ständen nicht tausend engverkeilte, grobschuhige Männer da, sondern das Schweigen selber, der Tod, die Ewigkeit. Und alle überrieselte es kalt davon.

„Was da zuging auf der Matratze des Enzipeterli?" schrie der Redner. „Ich kann's euch nicht besser erklären, als wie zwei Schwinger auf Tod und Leben ineinander verkrampft sind, sich krümmen und verdrehen und die Muskeln schier zerspringen und die Augen bluten und alles Gebein kracht und sie fast nur noch eine einzige zuckende Masse sind: so sah das aus mit dem Büßli. Er war der Schwächere, ach, ein verlorenes Schwingerlein! Die Tollwut preßte und knetete und richtete ihn erbärmlich zu.

Ich habe mächtige Männer an den Tisch schnallen müssen, wenn es galt, ein Bein abzusägen oder den Bauch zu öffnen; und ich habe das Herzklopfen dabei verlernt. Aber als ich diesem Bürschchen die magern Arme an das Bettgestell band, daß es nicht hinausspringe und wie ein Hund um sich herum beiße, da ist mir der Schweiß über das Gesicht geronnen. Wußte ich doch, daß ich diese Schnüre erst wieder löse, wenn das Peterli ausgeglitten hatte und was für eine Hölle dazwischen liege. Wenn ich euch schildern wollte, was das für ein Todesspiel war, würdet ihr heute vor Grausen kein Glas Most mehr schmekken können. Aber statt des Peterli konnte es doch ebensogut euer Hans oder Jakob oder 's Theresli oder Rosi sein.

Nie wieder so etwas, schwor ich in jener Stunde. Kontrolle her, Hundesteuer her, wohlgeschirmt unsere lieben, gesunden Obwaldnerkinder. Zuerst der Mensch, dann der Hund. Jetzt stimmt, wie ihr wollt. Wem das Hundli lieber ist als das Kindli, der sage nein. Ich habe gesprochen."

Nach diesem schweren Satz war alles wie betäubt. Niemand wollte laut werden. Irgendwo hörte man nur noch eine amtliche Stimme rufen: „Wer für die Hundesteuer ist, bezeug' es mit seiner Hand." Dann aber schoß ein Wald von Armen hoch und blieb tausendwipflig in der feierlichen Luft stille stehen. Ein grandioses Mehr!

Der Enzeler war verstummt. Aber er wurde blaß vor Genugtuung. Er stimmte nicht. Er allein durfte sich diesen Luxus leisten und versuchen, die unzählbaren braunen Hände im Himmelsblau zu zählen. „Hundert... zweihundert... vierhundert...!" lispelte er in ekstatischer Befriedigung. „Peterli, vierhundert... hör', Peterli, sechshundert... tausend..."

Dann wurde er plötzlich wieder still und klein und klappte zusammen wie ein hochgespannter Bogen, wenn der Schuß geschehen ist. Er hat getroffen, ins Schwarze! Jetzt darf er wieder still an der Wand hängen. Sein Werk ist getan. Niemand, auch ich nicht, der ich doch extra aufpaßte, sah den Mann fortgehen. Er war wie ein erlöster Geist entschwunden.

Unter den Klängen der Musik, dem Glockengeläute von der Dorfkapelle herauf und dem Sausen eines plötzlichen, von letztem Schnee und ersten Blumen duftenden Südwindes ordnete sich der Zug zur Beeidigung im Gotteshause und zum

Bei gutem Appetit. Von Prof. H. Kaulbach.

Bankett. Ich schloß mich wieder an die Buben. Was muß man nicht erleben! Jener gezüchtigte Spötter ging gemütlich neben dem Herrensohn, der über sein Gesicht weg gespien hatte. Und als der Großohm des Jungen als strahlender Landammann zwischen den rotweißen Weibeln vorbeimarschierte, zog er den Hut viel tiefer als wir alle. Aber es kam noch besser. An der ersten Kehre des Sträßchens fuhr der Wind so harsch und barsch in den Zug, daß die Zylinder wackelten und der große neue Hut des Herrenbuben die Halde hinabflog. Drei, vier Knaben sprangen gleich hinterdrein. Aber allen voran mit seinen magern Beinen rannte der Sarner und packte den Filz und reichte ihn dem Emil, als wäre es eine Krone. Mit hochmütig geblähter Oberlippe hatte dieser dem Wetteifer zugesehen. „Putz' ihn ein wenig ab," befahl er jetzt, und gehorsam wischte der frühere Rebell mit dem Ärmel seines Kittels den Staub weg. „So!" sagte Emil, ohne zu danken, und setzte den Hut gebieterisch auf, als wäre er wirklich eine Kaiserkrone. Und man

umgab das sommersprossige Bürschchen, als wäre kein Staatsmann Wirz, kein Doktor Ming da, als wäre er und nicht sein Großohm Landammann des Kantons, der höchste und gewaltigste Obwaldner geworden.

Dieses Gehaben, besonders des langen Kerls, vorhin so, jetzt so, konnte ich nicht zusammenreimen. Wie ganz anders täten sie, wenn der alte Herr dort vom Volke niedergestimmt, verworfen worden wäre! Respektlos sah ich den langen, feilen Kerl an, der doch mit so schönen, gescheiten, mutwilligen Augen um sich blitzte. Sind wir denn noch immer Untertanen von Vögten? dachte ich. Hier hat man doch den Vogt Landenberg aufs Knie gezwungen und verjagt.

Aber ich mußte sagen, der grüne Hut stand dem reichen Emil prachtvoll an, und es war großartig, wie er sagte: „So, genug!" und sich die Krone aufsetzte. Und wahrhaft, in seinen eisblauen Augen saß Sicherheit und Herrschaft. winkte er großmütig uns zu und lispelte: „Kommt, ich zahl' euch ein Glas Bier!" Und wir alle wurden rot vor Freude. Ach, dieser unsterbliche schweizerische Gesindeblutstropfen zu allem Tellen- und Winkelriedsaft!

Wir liefen eine Abkürzung hinunter, um den Regierungszug nochmals nahe zu sehen. Da kamen die schwarzen Fräcke, die bärtigen Kapuziner, da wackelte der ungeheuerlich witzige Kommissar von Ah daher, da schwankte hoch das goldbezwickerte Haupt des Landschreibers über alle wie eine Pappel über die Weiden. Da schritten die Brüder Wirz, der eine mit magistraler, schwerer, bleicher Würde, der andere leichter, eleganter, lebensfroher, beides hochverdiente und weitberühmte Diener des Landes, von denen man durch die ganze Schweiz und weit darüber hinaus sprach. Meist standen sie in der Mitte der großen Bewegungen. Aber mein Bubenauge sah heute nur den Doktor Ming, wie er mit Gesicht und Bart sommerlich rot, sommerlich gütig, sommerlich froh aus den dunkeln Röcken herausleuchtete. Seine weisen Spitzbubenaugen lachten. Von ihm ging eine wunderbare Frische aus. Ich sah nur noch ihn. Er war heute mein Mann, der Sieger, der Helfer, der Schutzengel des Landes. Und als sie nun alle hart an uns vorbeischritten, eine Gruppe voll Menschlichkeit, aber auch voll Liebe, Opferfreude, Arbeitslust und Ehre, und als wir nun wieder Hut und Mütze zogen, da tat ich es noch viel tiefer als der Sarner Schlingel, bis hinunter ans Knie, aber nicht vor dem alten oder neuen Landammann und nicht vor dem berühmten, redegewaltigen bischöflichen Kommissar, sondern allein vor ihm, dem allmächtigen Freund des toten Peterli.

Die Namenlose.

Eine Stunde vor der Dämmerung stieg ich an einem ohnehin düstern Januartag mit meinen Schlittschuhen zur stillsten Uferstelle hinunter, um ungestört und unverspottet das Eislaufen zu üben. Zu dieser Zeit pflegte niemand dort zu fahren. Schon gestern und vorgestern hatte ich probiert, aber beschämend kleine Fortschritte gemacht.

Es war neblig. Vom steif gefrorenen See sah man nur auf ein kleines Stück hinaus. In den dürren Weiden am Strand blieb der graue Rauch wie schmutzige Watte hängen. Selten pfiff ein Vogel. Kein Lüftchen huschte herum. Nirgends ein Geräusch. Der Nebel verschluckte jeden Klang. Er hatte auch das nahe Dorf mit Haut und Haar verschlungen. Eine endlose, legendenhafte Stille herrschte.

Wachsam ging ich durchs Schilf auf das offene Eis hinaus, setzte mich auf den Boden und schnallte die Lederriemen der Schlittschuhe um den Fuß. Es waren hölzerne Läufer wie damals alle unsere Knabenschlittschuhe, leicht wie Vogelschwingen, aber schwierig an die Schuhe zu schnallen.

Dann und wann schob sich ein träger Schatten durch den Dunst: Krähen. Aber auch sie hielten den Schnabel still und versanken wie Nebel im Nebel.

Neben mir gab es einen weißen, tellergroßen Fleck im grauen Eis. Ich kannte das und war froh, ein paar Zündhölzchen in der Westentasche zu wissen. Zum Schlusse wollte ich da ein Loch bohren und das entweichende Gas anzünden.

Indessen mühte ich mich am Riemen, wenn ich nicht mit Schnüren nachhelfen konnte. Welcher Junge hat keine Schnüre in der Tasche? So knotete und flickte ich am Leder herum und schnaufte vor Eifer überlaut, bis sich mir plötzlich von hinten zwei kalte Hände vor die Augen legten. Ein leiser Schrei entschlüpfte mir.

„Rate, wer?" flüsterte es und blies mir warm in den Nacken.

„Joseph? Louis? Karl?" rätselte ich. „Ach nein, so kleine Hände, so glatte! Wär' es möglich, daß ein Mäd..." Mit geschämiger Hast zerrte ich die Finger vom Gesicht und warf mich wild rechtsum. Wahrhaft, da kauerte ein blau-

farbener Rock mit schwarzer Schürze, einer grünen Jacke und grünen Schärpe um den Hals, und daraus wie aus einem Blätterkelch erblühte ein braunumzopftes, milchiges Gesicht wie ein Schneeglöcklein.

Ich sah das Mädchen an, wurde verlegen und flimmerte unsicher mit den Augen hin und weg.

Aber auch es, das ich nicht nenne, damit jenes reine Stündlein rein bleibe, ward unversehens scheu und blickte zur Seite. Aller Spaß war verflogen. Wir kauten sozusagen an einer gemeinsamen Erinnerung. Die gab uns zu schaffen.

So blieben wir ein Weilchen und schnauften laut. Dann stotterte ich: „Der Riemen geht nicht mehr in die Schnalle; da, ein Stück ist abgerissen."

Das Mädchen nickte.

„Ich probier' noch einmal", murrte ich vor Verlegenheit und knüpfte und riß aufs neue am Zeug.

Das blasse, zarte Geschöpf nickte mechanisch wieder. Es war wie vor den Mund geschlagen.

Mir wirbelte es im Hinterkopf. Ich wollte irgendwas Harmloses sagen, vom Eis, vom Nebel, vom dummen Schlittschuh, aber fand kein einziges Wort und zerrte um so hastiger an der Schnur, bis sie plötzlich in zwei Fetzen auseinanderriß. Ich sah, wie das Mädchen in die Schürzentasche griff, und mich dünkte, ein Wohlgeruch von gedörrtem Obst und Anis kräusle daraus empor. Weiß Gott, warum ich dennoch die ganze Flickerei zu Boden warf, mich steil emporreckte und mit blutrotem Gesicht fragte: „Was willst du eigentlich?"

Jetzt färbte sich auch das Schneeglöcklein, sah mich beklommen an, wand sich ein bißchen in den schmalen Hüften und sagte leise: „Nichts."

„Dann geh' nur wieder!" sagte ich grob. Aber es war mir nicht ernst. In mir rief es im Gegenteil: bleib, wir müssen noch allerlei verhandeln.

Die Namenlose sah mich an, als hätte sie falsch gehört, ihre Augen wurden dunkel, sie öffnete und schloß den Mund ohne einen Laut, sie huschte empor und verschwand im Schilf, rasch wie eine Wildente. Das ging in drei Sekunden. Als ich rufen, widerrufen wollte, war es lange zu spät. Aber hatte ich es vorher an diesem Platze so genußvoll gefunden, allein zu sein, so schien es mir jetzt geradezu öde und blöde. Wozu noch Feuerwerk? Ich hängte die Schlittschuhe in den Ellbogen und tappte schweren Fußes heim.

An jenem Abend löste ich keine einzige Algebrarechnung richtig und verwechselte conditor mundi mit conditor mundi. Weltzuckerbäcker! Etwas Zuckeriges war wohl auch in meine Einbildung gefahren.

War ich verliebt? Torheit, dazu war ich zu bübisch, zu steif, zu kaltblütig. Aber was wahr ist, sei bekannt, dieses Jüngferchen Namenlos hatte ich in der Sachsler Schulzeit mit mehr Aufmerksamkeit betrachtet als alle andern Mädchen, seine Zierlichkeit bewundert und mich oft beim Schönschreiben dabei ertappt, wie ich das edelnasige Profil mit der kurzen zackigen Lippe auf einen Papierfetzen zu zeichnen versuchte. Immer entstand eine Fratze. Die Mädchen sind eben nichts für mich, sagte ich mir dann und zerknüllte das Blatt.

Dieses Namenlos war kein vorlautes, aber ein reges Mädchen aus vermöglichem Bauernhaus. Ich sah es nie in einen Zank oder in eine Ohrenbläserei verwickelt wie die andern Röcke. Immer knäuelten sich eine Reihe Schülerinnen um Namenlos, und doch dünkte es mich in seiner schneeglöckleinhaften Helligkeit irgendwie einsam und für sich allein zu bestehen. Weitum blühte kein zweites solches Schneeglöcklein. Doch nach der Schule hatte ich das Mädchen sogleich vergessen, und jetzt als Gymnasiast sah ich es überhaupt nur noch am Sonntag in der Kirche. Aber da gab es für mich viel Schöneres zu sehen und viel Großartigeres zu bedenken.

Nun geschah es, daß meine ältere Schwester an einem späten Herbstsonntag nach der Vesper zu einer Freundin in einen stattlichen Bauernhof am Berg geladen war. Ein Knecht spiele dort so meisterlich Mundorgel, daß man meine, er musiziere mit einem Dutzend Instrumenten. Ich solle mitkommen.

Es war ein lustiger Abend. Einige aufgeräumte Mädchen mit unerschrockenen Augen und etliche wichtigtuende, wagemutige Burschen saßen da auf den Wandbänken der weiten, aber niedrigen Stube, alles Volk unter sechzehn Jahren, schon nicht mehr Knabe und noch nicht recht Jüngling, Aprilgeschöpfe in jeder Weise. Man jodelte, schäkerte, plagte einander, verspottete meine Studentenmütze und rückte zuletzt Stühle und Tische zusammen und begann zu tanzen. Und wirklich zauberte der Hitzpeter eine reiche und beschwingte Musik aus dem kleinen Holz. Es summten Himmel und Erde darin. Ich konnte mich nicht satt hören.

Namenlos war auch da. Sie allein hatte nicht spotten helfen, sondern mein Käppi, das von

Hand zu Hand flog, aufgefangen, glatt gestreichelt und mir zugesellt. Sie tanzte nur zwei Schottisch, dann setzte sie sich zum Orgeler und sagte, es mache sie zu müde. Aber sie baumelte unruhig mit den kleinen Halbschuhen und zupfte unaufhörlich Fasern aus dem grünen Halstüchlein und drehte den Kopf wie ein Distelfink. Wenn ich zu ihr schielte, guckte sie fast immer nach mir. Das machte mir seltsam warm.

Auch ich tanzte nicht, aber nur wegen dem Asthma. O, sonst hätte ich mich heftig genug in diese hinreißenden Takte geworfen. Meine Knie, mein ganzes Wesen hopste im Geiste mit jedem Paare mit. Ich wußte nichts von Sinnlichkeit, ich hätte auch allein getanzt. Es ist das himmlische Gefühl des Rhythmus, der melodischen Bewegung, der ergreifenden Sprache des Körpers, das so alt ist wie die Menschheit, so alt wie das Weltall, fast möchte ich sagen, so alt wie die Gottheit, dieser ewige Takt und Rhythmus alles Seins, ein Gefühl, das, wenn es nicht fleischlich entweiht wird, wahrhaft selig und, je nach der Anlage des Einzelnen, das heißt, wie behend oder schleppend er in der Harmonie des Alls mitschwingt, ihn mehr oder weniger zum Teilnehmer, ja Mitspieler an der großen Musik des Ewigen und Göttlichen macht.

Man lache nicht. Gewiß, das war eine gewöhnliche Bergbauernstube, es könnte auch eine rauchige Dorfspelunke, eine Alphütte sein, und es war nur eine Mundorgel, aber es könnte auch eine Sarasate-Geige, Bachs Orgel, Toskaninis Skalaorchester sein, was verschlägt das, der Geist, auch der apollinische, weht, wo er will.

Jüngferchen Namenlos füllte dann jedem eine große, geblumte Ohrlappentasse zum Überlaufen mit schwarzem Kaffee, goß ein Stiefelchen Zwetschgenwasser dazu und reichte Schnitten von Lebkuchen, Bauernbrot und Käse herum. Mir gab sie die kleinste, aber hübscheste Tasse. Zwei Hände, die sich sehr fest hielten, waren darauf gemalt und darunter war weitschweifig geschnörkelt: Unlösbar! Ich bekam auch zuerst eingeschenkt und abgeschnitten. Das kitzelte mein Herz sonderbar, aber verschüchterte mich zugleich. Doch rasch stieg der duftige Schnaps mir in den Kopf und knöpfte mein Gehaben auf. Ich blinzelte glücklich herum, lachte grundlos, plauderte verwegen, schlug mit der Ferse den Takt zur Musik, und als Namenlos mir ein zweites Mal überreichlich einschenkte, fragte ich sie geradewegs ins Gesicht hinein: „Warum bist du so gut mit mir, ‚Jungfer hübsch und zart?'" Diese Anrede hatte ich aus einer Ballade. Mir brannten und flakkerten die Augen wie zwei Sturmlaternen.

Da lachte sie nicht etwa, sondern rupfte wieder eine Franse ab und gab mir nur einen Blick, so ernst und kindlich, daß ich erbebte. Und ganz klar kam es zwischen ihren kleinen, regelmäßigen Zähnen hervor: „Weil du von allen der... der Brävste bist, der Artigste, der... der..."

„Und was noch?" versuchte ich zu spotten. Aber ich war aufs tiefste betroffen. Etwas Ungekanntes pochte an meine Seele. Eine Musik sang mir durchs Blut, die so unerhört war, als käme sie von einem soeben erfundenen, ganz neuen Instrument. Und doch war es etwas Uraltes, tagtäglich Gespieltes seit Weltbeginn. O ich grüner Junge!

Während meine Gesellen immer lärmender wurden, ward ich immer stiller. Aber dann trieben wir alte, abgeleierte, langweilige Spiele, die Musik schwieg, und meine frühere ruhige Gleichgültigkeit gewann die Oberhand. Ich sehnte mich aus dem Staub und Rummel heim zu Cäsars trockenen, aber stolzen Kapiteln vom Gallischen Krieg und sann auf Flucht. Da traf es sich beim Lösen der Pfänder, daß Namenlos und ich in die gemeinsame Buße fielen. Wir sollten uns, entschied der boshafte Franz, mit verbundenen Augen küssen.

Nun muß ich sogleich bemerken, daß damals in unserer einfachen, unverdorbenen, herben Volksame das Küssen in der Familie und überhaupt vor den Jahren der eigentlichen Liebschaft etwas Ungebräuchliches, schier Lächerliches war. Wohl schoß einem Frühreifen da und dort das heiße Blut über. Aber eine gewisse rauhe Keuschheit schützte unser Alter doch vor den weichlichen Zärtlichkeiten der Stadtmenschen. Ich selber aber litt außerdem in jenen merkwürdigen Jahren unter einer krankhaften Scheu vor Liebkosungen und habe mich von den Schwestern fast nie, von der Mutter nur selten küssen lassen. Nachher wischte ich mir mit dem Ärmel den Mund ab.

Ganz ungeheuerlich traf mich daher die Zumutung des Pfandrichters. Ich sperrte und spreizte mich verzweifelt. Namenlos hörte ich freundlich sagen: „So laßt ihn doch!" Die Buben hielten mir die Arme hinter den Rücken, aber die Augen zu verbinden, gelang ihnen nicht. „Gut, dann küsse deine Schwester," befahl man. „Zeig' wenigstens, daß du küssen kannst!" Auch davor sträubte ich mich heillos. Aber schließlich, als dem minder Beschämenden, fügte ich mich.

So wurden mir denn die Augen verbunden. Ich ward in die Mitte des Estrichs geführt. Ein

Mädchen rief: „Bruder und Schwester, das hat keinen Reiz." Dann ein „Pst!" und Kichern, während man das Gespons zu mir geleitete. „Vorwärts!" gebot Franz. „Auf den Mund, sonst gilt es nicht!"

Aber ich stand wie eine starre Kerze da und wagte nicht die leiseste Bewegung mit dem Kopf. In diesem Augenblick wurde es mir schwül vor dem Gesicht, jemand bog mir den Kopf vornüber, ich fühlte einen Mund an meinen Lippen. Etwas Warmes geschah, ich wußte nicht, ob ich küsse oder geküßt werde, aber schrie auf, denn das war nicht meine Schwester.

Die Binde fiel, ich stand vor Namenlos, die seltsam lächelte, den Mund ein bißchen leckte und sich geschämig unter die Mädchen versteckte. Sie hatte keine Augenbinde getragen.

„War es bitter? War es süß? Wie Brombeeren oder wie Hagebutten?" fragte man mich. „Ja, werd' du nur ein Pfaff. Wir sehen schon, das ist keine Kost für dich."

Dann erblickte ich Namenlos nicht mehr. So eine Freche! dachte ich. Oder? Wer kennt diese Geschöpfe? Beim nächsten Rummel machte ich mich unbemerkt aus dem Staube. Ich war zornig auf alle Gespielen, besonders auf Namenlos, aber am meisten auf mich.

Doch in Cäsars großer antiker Welt, bei seinen Feldzügen durch Gallien, den Reden der Häuptlinge, der Kühle und Eile seiner Antwort, der Kasuistik und Wichtigtuerei so großer Köpfe, ha, wie verschwand da mein kleines Ereignis. Eine Kinderei, nichts weiter, prahlte ich. Hier aber das männliche Rom, tödlicher Ernst, Weltgeschick.

Viele Wochen später, im noch schneelosen Christmonat, stieß ich eines Sonntagabends außerhalb des Dorfes im Gehölz der gebuckelten Allmend auf Simon, einen stillen Knaben, der jetzt aber hell und grell wie eine Trompete sang. Drei Mädchen saßen bei ihm. Sie guckten vom Rande des Wäldchens sorglos über die fahlen Weideplätze und die leeren Äcker hinunter gegen den See und das tiefliegende Dorf und sangen das „Niene geiht's so schön und lustig," dessen uralte erste Takte fast fünfzig Jahre später ein neugebackenes Faschistenlied Italiens Note für Note gestohlen hat, sangen es in prächtiger Herbheit übers Land hinaus in den stillen Winter ringsum. Sie kehrten mir den Rücken. Ich wollte sie erschrecken, aber mußte zu früh husten. Da wandten sie sich um. Die eine war Simons Bäschen Namenlos, wieder mit grüner Jacke und grünem Halstuch, woraus wie aus einem Blattkelch das blanke Schneeglöcklein schoß.

Wäre nicht der Gesang gewesen, ich hätte mich hurtig davongemacht. Denn ich trug im Rockfutter ein mit Kupfern belebtes, schmales, köstliches Büchlein über den alten Barbarossa.

So aber, vom Lied berückt, setzte ich mich herzu und vergaß Barbarossa und Schnapskaffee und Mädchenkuß, als die vier nun zu jodeln begannen.

Was ist aller Kunstgesang gegen dieses urmenschliche Jauchzen der Bergvölker? Da gibt es keine Worte. Die Seele ertrinkt im puren Klang. Ihr Fühlen und Denken, ihre unendliche Geschwätzigkeit, alles löst sich in melodische Schreie auf. So sang die Menschheit, als sie noch Kind war, so singt das Wasser, der Wind, der Wald, diese steten Kinder, so möchte einst der letzte Mensch, wenn er an der Kultur erstickt, in einem begreiflichen Wiegen-Heimweh wieder, ach viel zu spät, singen lernen. So singt einst die aller Lasten ledige, von aller Endlichkeit erlöste Seele, wenn sie Gott grüßt.

(Schluß folgt.)

Zwischen den Heeren.

Brandig, dräuend, angstvoll rot
Kömmt der Vollmond und steigt frei,
Losgelöst aus größter Not!
Unter der Wolken glühendem Schild
Füllt mit Blut sich jeder Kelch.
Tief im Forste stöhnt das Wild,
Kampfgier hüben,
Mordlust drüben,
Brünstige Hirsche, Auer und Elch
Liegen mit verkralltem Geweih.

Zwischen den Wäldern wird es hell,
Das Gewölke schimmert blasser,
Und es glänzen Strom und Strand
Weiß, wie Milch, in weiter Sicht . . .
Schau! . . . Im überirdischen Licht
Geht die Unschuld scheu durchs Land,
Junge Rehe suchen Wasser,
Äugen hüben,
Sichern drüben,
Trinken Frieden am ewigen Quell . . .

C. F. Wiegand.